

Helge BAUMANN, Das Epos im Blick. Intertextualität und Rollenkonstruktionen in Martials Epigrammen und Statius' *Silvae*. Millennium-Studien Bd. 73. Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2019, XII + 258 S.

Der Untersuchungsgegenstand der vorliegenden Monographie, mit deren (in der gegenwärtigen Form „leicht überarbeiteten“) textlichen Vorstufe Helge Baumann im Jahr 2018 an der Justus-Liebig-Universität Gießen promoviert worden ist (V), ist ein durchaus reizvoller: Mit Martial und dem Statius der *Silvae* nimmt der Verfasser der Studie zwei Autoren in den Blick, die sich in der poetischen Kleinform betätigen, dem Epos gegenüber aber schon allein von ihrer Werkbiographie her ganz unterschiedliche Positionen einnehmen. Dabei interessiert Baumann insbesondere, inwiefern die Konstruktion der Autorenrolle eines reinen Epigrammatikers bzw. eines Epikers, der sich neben diesem ‚Hauptberuf‘ auch dem programmatisch als spielerisch charakterisierten Gelegenheitsgedicht widmet, von intertextuellen Verweisen auf epische Vorlagen geprägt wird.

Angesichts der Komplexität antiker Intertextualitätsverhältnisse erscheint das für die Untersuchung gewählte, äußerst schmale Textkorpus (zwei Silven, drei Epigramme) zunächst einmal eher als Stärke denn als Schwäche der Arbeit (7) und tatsächlich verfestigt sich bei der Lektüre schnell der Eindruck, dass eine umfangreichere Textmenge, hätte man sie mit der hier praktizierten Interpretationsmethode bearbeiten wollen, den Rahmen einer Dissertationsschrift wohl gesprengt hätte. Denn was Baumann an Verflechtungen zwischen den von ihm untersuchten Texten und der vorgängigen – vornehmlich augusteischen – Literatur herausarbeitet, bedarf des genauen Blickes und erlaubt weitreichende interpretatorische Rückschlüsse, bei denen der Verfasser der vorliegenden Untersuchung allerdings eher noch zu zurückhaltend als zu forsch vorgegangen ist.

Extrem konservativ, aber vielleicht gerade deshalb äußerst aufschlussreich und übersichtlich eröffnet Baumann seine Einleitung mit zwei Texten, die für seinen Untersuchungsgegenstand einschlägig sind, von ihm aber nur in diesem Rahmen kurz anzitiert werden: die bekannte „Dichterbiographie“ in Mart. 12,94 (1-3) und die Prosa-vorrede zum ersten Silvenbuch (3-6). Eine halbe Seite zur Fragestellung zieht quasi ein Fazit aus der Gegenüberstellung der beiden werkbiographischen Grundlagentexte (7), woran sich ein gründlicher Forschungsbericht anschließt (7-14), der seine Entsprechung in einem für eine Dissertationsschrift sehr ordentlichen Literaturverzeichnis findet, das gleicher-

maßen die fleißige Umschau wie die Fähigkeit zur souveränen Auswahl dokumentiert (225-240).

Keine Einleitung freilich ist vollständig ohne einige Worte zur „Methodik“ der folgenden Ausführungen, und auch Baumann macht hier keine Ausnahme (15-20). Dem Vorsatz, sich „schwerpunktmäßig mit dem auf das Epos ausgerichteten Teil von Intertextualität“ auseinanderzusetzen, trägt dabei ein Fragenkatalog Rechnung, der im Einklang mit Titel und Einleitung der Arbeit steht (17). Im Anschluss daran jedoch wird aus den verschiedenen Ansätzen zur Beschreibung gattungsübergreifender Intertextualitätsverhältnisse von Kroll, Cairns, Stenger und Harrison¹ die Notwendigkeit (oder zumindest der Vorzug) einer „Anlehnung an die kulturwissenschaftlichen Arbeiten von Wirth“² abgeleitet, unter deren Ägide Intertextualität „metaphorisch als Prozesse von ‚Pfropfung‘ bzw. als literarisch durch das Epos vermittelte ‚Veredelung‘“ aufgefasst werden soll (18).

Baumanns Begründung für die Anlehnung an dieses Konzept ist – als programmatische Entscheidung und zumindest für das erste Kapitel der Interpretation auch unter inhaltlichen Gesichtspunkten – so zentral für die vorliegende Studie und gleichzeitig so problematisch, dass sie hier zumindest als Fazit wiedergegeben werden soll:

„Die Pfropfung als Konzept an die Silven und bestimmte Epigramme heranzutragen, legt nicht zuletzt die Tatsache nahe, dass sie in einem der untersuchten Texte selbst als Kulturtechnik evoziert wird: In der Silve 2.3 assoziiert Statius Dichtung und Pfropfung miteinander, indem er intertextuell auf Vergils Behandlung der Pfropfung in den *Georgica* verweist. [...] Davon ausgehend übertrage

¹ Wilhelm KROLL, Die Kreuzung der Gattungen, in: ders., Studien zum Verständnis der römischen Literatur, Darmstadt ND 1964 [1924], 202-224; Francis CAIRNS, Generic Composition in Greek and Roman Poetry, Edinburgh/Chicago 1972, 158-176; Jan STENGER, Gattungsmischung, Gattungsevokation und Gattungszitat. Julians Brief an die Athener als Beispiel, in: WJA 30 (2006), 153-179; Stephen J. HARRISON, Generic Enrichment in Virgil and Horace, Oxford 2007.

² Uwe WIRTH, Aufpropfung als Figur des Wissens in der Kultur- und Mediengeschichte, in: Lorenz ENGEL/Bernhard SIEGERT/Joseph VOGL (Hgg.), Kulturgeschichte als Mediengeschichte (oder vice versa?), Weimar 2006, 111-121; Uwe WIRTH, Kultur als Propfung. Propfung als Kulturmodell. Prolegomena zu einer Allgemeinen Greffologie (2.0), in: DERS. (Hg.), Impfen, Propfen, Transplantieren, Wege der Kulturforschung Bd. 2, Berlin 2011, 9-27; DERS., Gepropfte Theorie: Eine ‚greffologische‘ Kritik von Hybriditätskonzepten als Beschreibung von intermedialen und interkulturellen Beziehungen, in: Mario GRIZELJ/Oliver JAHRAUS (Hgg.), TheorieTheorie. Wider die Methodenmüdigkeit in den Geisteswissenschaften, München 2011, 151-166; Uwe WIRTH, Zitieren Propfen Exzerpieren, in: Martin ROUSSEL (Hg.), Kreativität des Findens. Figurationen des Zitats, Morphomata Bd. 2, Paderborn 2012, 79-98.

ich die Pfropfungsmetapher auch auf die anderen enkomiastischen Gedichte im Textkorpus, nämlich auf die Silve 4.4 sowie auf Mart. 7.27 und 11.69“ (20).

Ganz abgesehen davon, dass ein plausibler Grund für die Übertragung des an einem statianischen Gedicht entwickelten Analyseverfahrens auf die weiteren untersuchten Texte nicht nur an dieser Stelle fehlt, sondern auch im weiteren Verlauf der Arbeit nicht mehr nachgereicht wird, scheint bereits der Ausgangspunkt dieser Überlegungen verfehlt. So stellt Baumann in seiner der zitierten Ankündigung folgenden Interpretation von Stat. *silv.* 2.3.39-44 völlig zu Recht fest, dass hier von der Verpflanzung, mitnichten aber von der Pfropfung eines Baumes die Rede ist, was den Verfasser der Abhandlung aber zunächst nicht weiter zu kümmern scheint: „Die Pfropfung ist im Grunde genommen nichts anderes als eine spezifischere Form einer Transplantation, wie sie auch Pan vorführt [...]“ (43).

Wenig später allerdings scheint auch Baumann zu dämmern, dass er sich hier argumentativ auf dünnem Eis bewegt, weshalb er unmittelbar darauf den versprochenen Nachweis einer angeblichen intertextuellen Rekurrenz auf die *Georgica* präsentiert. Hierfür ist zunächst ein Umweg über *silv.* 2.1.84-87 sowie 101f. notwendig, wo Statius die Pfropfung tatsächlich als Vergleich für das Verhältnis zwischen dem Adressaten Melior und dessen Pflegesohn Glaucias heranzieht (45f.); der insbesondere aus den Versen 101f. geschlossene Verweis auf Verg. *georg.* 2.32-34 jedoch beschränkt sich auf die Verwendung des Allerweltsverbs *videre* sowie des – im gegebenen Kontext kaum weniger überraschenden – Substantivs *ramus* (46f.).

Während jedoch in *silv.* 2.1 wenigstens überhaupt noch von einer Pfropfung die Rede ist – ob diese ohne weiteres metapoetologisch interpretiert werden darf, ist freilich eine andere Frage, die Baumann allerdings gar nicht erst interessiert –, wird das Konstatieren von Intertextualität in *silv.* 2.3 vollends abenteuerlich: Nun muss die folgende Beschreibung der von Pan gepflanzten Platane: *rursusque enode cacumen | ingeniosa levat* (*silv.* 2.3.58f.), einen Verweis auf den vergilischen Prätext verbürgen, der an dieser Stelle freilich von ganz anderen Dingen spricht: *aut rursum enodes trunci resecantur* (*georg.* 2.78).

Man muss Baumann zwar durchaus zugestehen, dass er den wenig überzeugenden Nachweis durch das assoziativ ansprechende Suggestivargument seines Verweises auf *silv.* 2.1 unter rhetorischen Gesichtspunkten durchaus geschickt präsentiert, seine (ebenfalls mit gehörigem oratorischem Pathos präsentierte) Schlussfolgerung aus der fragwürdigen Entdeckung in *silv.* 2.3 wird man ihm dennoch nicht ohne weiteres abnehmen:

„Die Parallele der beiden Junktoren im Adverb *rursus* bzw. *rursum* und im Adjektiv *enodis* ist frappierend und nicht zuletzt auch deshalb so auffällig, weil *enodis* („knotenfrei, astrein“) als Fachausdruck der Arborikultur in der römischen Dichtung vor Statius nur noch an zwei anderen Stellen belegt ist – in einem Fall im [...] bereits angesprochenen Katalog der Bäume aus dem zehnten Buch der *Metamorphosen* (49).

Sucht man nun nach Gründen für Baumanns scheinbar so unmotiviert forcierten Rückgriff auf die Pfropfungsmetapher, deren Relevanz für die These der vorliegenden Studie schließlich ohnehin nicht unmittelbar einleuchtet, wird man zu Beginn des entsprechenden Absatzes fündig. Hier nämlich verweist Baumann darauf, dass „die folgenden Ausführungen“ auf einem im Druck befindlichen Aufsatz aus seiner Feder beruhen (38 Anm. 55), und offenbart damit zugleich auch die Ursache seiner bemühten Gleichsetzung von Transplantation und Pfropfung im Sinne der „kulturwissenschaftlichen“ Metapher Uwe Wirths, denn dieser fungierte ausweislich des Vorworts nicht nur als Mitglied der Prüfungskommission (V), sondern eben auch als Herausgeber des Sammelbandes, in dem der entsprechende Aufsatz inzwischen erschienen ist.³

Allerdings zeigt die zitierte Stelle aus Baumanns Deutung von *silv.* 2.3 nicht nur die wissenschaftspolitisch bedingte Deformation einer als Ganzschrift und Gesamthypothese betrachteten durchaus bodenständigen und soliden Argumentation, sondern auch den glücklichen Umstand, dass der zu Promovierende es letztlich verstanden hat, den derart angerichteten Schaden lokal zu begrenzen. Denn selbst die vorgelegte Analyse von *silv.* 2.3 erschöpft sich glücklicherweise nicht darin, dass dem Text eine äußerst fragwürdige Intertextualitätsmetapher im Wortsinn aufgepfropft wird, wie zur allgemeinen Erleichterung des Lesers bereits der Verweis auf den Baumkatalog der *Metamorphosen* verbürgen kann. Als Zitat aus diesem auch inhaltlich eng mit *silv.* 2.3 verwandten Prätext nämlich lässt sich gerade das Erscheinen des seltenen Adjektivs *enodis* wesentlich ungezwungener erklären als durch die angeführte *Georgica*-Stelle, was Baumanns Argumentation an der entsprechenden Stelle erheblich hätte stützen können (vgl. 36f.).

³ Helge BAUMANN, Platanen Verpflanzen – Poetiken der Transplantation in Statius' *Silve* 2.3, in: Ottmar ETTE/Uwe WIRTH (Hgg.), *Kulturwissenschaftliche Konzepte der Transplantation*, Berlin/Boston 2019, 105-122; dass auch die einzige weitere Publikation Baumanns sich mit diesem Gedicht befasst, mag der Grund dafür sein, dass der Verfasser sich von demselben im Rahmen seiner Dissertationsschrift nicht zu lösen vermochte, obgleich es zum Thema weit weniger beiträgt als die anderen Texte und über seinen Status als Fremdkörper in einer ansonsten recht homogenen und stringent argumentierenden Abhandlung hinaus auch für die skizzierte terminologisch-methodische Verwirrung um Verpflanzung und Pfropfung verantwortlich zeichnet: Helge BAUMANN, Der ewige Gärtner. Statius' *Silve* 2.3 als Geburtstagsgedicht zwischen Intertextualität und Gartenbaukunst, in: *A&A* 59 (2013), 89-111.

Vor allem aber ist die Entfaltung der vielfältigen intertextuellen Bezüge zu verschiedenen Mythen des ovidischen Epos sowie zur Periegeese Roms in *Aen.* 8.337-361 (25-38) durchaus dazu angetan, das Verständnis des Gedichts wesentlich zu vertiefen, und hätte gerade über den von Baumann eher stiefmütterlich behandelten Terminus der Aitiologie⁴ noch zahlreiche weitere Anknüpfungspunkte geboten. Stattdessen ist Baumann in der Zusammenfassung des Abschnitts sichtlich um die bereits angesprochene Schadensbegrenzung bemüht, indem er die schon für *silv.* 2.3 äußerst fragwürdige, für die anderen interpretierten Texte aber vollends irrelevante Pflanzmetapher dadurch aus seiner Untersuchung verabschiedet, dass er sie unspezifisch als „Veredelung“ auffasst, die dann problemlos mit einer (kaum weniger präzise definierten) „intertextuell vermittelten Episierung und Heroisierung“ gleichgesetzt werden kann (65).

Mit dieser klaren Marschroute im Gepäck schreitet Baumann denn dann auch sichtlich befreit zur Interpretation von *silv.* 4.4, um überzeugend herauszuarbeiten, wie Statius auf den ersten Blick „paradoxe Parallelen zwischen Patron und Dichter“ (68) dazu nutzt, neben der des Adressaten auch die eigene Rolle im Rückgriff auf die prestigeträchtige Gattung des Epos zu modellieren. Die Parallelisierungen des Patrons Vitorius Marcellus mit dem Marcellus der vergilischen Heldenschau, dem Steuermann Palinurus, Achill, Herakles, Menelaos und erneut Marcellus (69-91) gewährt dabei aufschlussreiche Einblicke in die poetische Faktur von *silv.* 4.4, veranschaulicht aber auch die bereits angesprochene, manchmal zu große interpretatorische Zurückhaltung Baumanns, der zwar zur Erklärung der ambivalenten Vorbilder Marcellus, Palinurus und Achill überzeugend das Konzept des *exemplum dissimile* anführt (77 Anm. 35), aus der richtigen Erkenntnis, dass Statius den Adressaten seiner Panegyrik die aufgerufenen „Vorbilder auch übertreffen lassen“ möchte (84), jedoch kaum weiteres Kapital zu schlagen vermag.

Zur Analyse der Rolle, die der Dichter Statius sich selbst zuschreibt, greift Baumann insbesondere auf den Topos der *recusatio* zurück, der sich aus den *silv.* 4.4 abschließenden Überlegungen zu einem Epos auf Domitian ergibt. Als intertextuelle Vorbilder werden hierzu Hor. *carm.* 1.1 und 1.6 sowie Verg. *georg.* 3.10-18 herangezogen; in detaillierter Textarbeit weist Baumann nach, dass Statius unter fünf Gesichtspunkten mit dem Patron Vitorius Marcellus in Konkurrenz tritt: „a) *curae*, b) *ingenium*, c) *magni usus*, d) *animus* und e) *fama*“ (104). Dass die Strategie hinter der Konstruktion dieser Konkurrenzsituation

⁴ Baumann verweist in einer Anmerkung (22 Anm. 3) pauschal auf die grundlegende Untersuchung von Johanna LOEHR, *Ovids Mehrfacherklärungen in der Tradition aitiologischen Dichtens*, Beiträge zur Altertumskunde 74, Stuttgart 1996, bezieht die dort formulierten Thesen aber an keiner Stelle in seine Überlegungen ein.

letztlich auf eine Überbietung der beiden Augusteer durch Statius abzielt und die gleichzeitige Überbietung der intertextuellen Vorbilder durch den Adressaten sowie des Augustus durch Domitian für diese Selbstinszenierung instrumentalisiert wird, kann Baumann nicht nur überzeugend belegen, sondern in einer der Abschnittszusammenfassungen, die eine wesentliche Stärke seiner Arbeit darstellen, auch präzise auf den Punkt bringen (123).

Mit dem Übergang von Statius zu Martial geht insofern ein Bruch in der Anlage der Arbeit einher, als Baumann selbst feststellen muss, dass in dem ersten untersuchten Epigramm (Mart. 9.50) anders als in allen anderen ausgewählten Gedichten „kein enkomiastischer Kontext vorliegt“ (123, vgl. auch 20). Dennoch ist Mart. 9.50 für den Gegenstand der Untersuchung natürlich gut geeignet, da das Epigramm bekanntlich einen der *loci classici* der expliziten metapoetischen Auseinandersetzung Martials mit der epischen Großform darstellt, wie auch Baumann im Hinblick auf die Forschungsgeschichte einleitend darlegt (125f. mit Anm. 4 und 5).

Bevor wie in den anderen Kapiteln die intertextuelle Dimension in den Fokus gerät, setzt Baumann sich jedoch mit der intratextuellen Physiognomie der Figur Gaurus auseinander, die außer in 9.50 auch in 2.89, 4.67, 5.82 und 8.27 auftritt. Auf dem weiten Feld der entsprechenden Forschungsdiskussion, deren Extrempositionen Henriksén (fünf voneinander unabhängige Figuren) und Garthwaite (Verweis aller Gaurus-Figuren außer der in 4.67 auf ein historisches Vorbild) repräsentieren,⁵ schlägt Baumann gewissermaßen einen Mittelweg ein, indem er Garthwaite in der Ausscheidung von 4.67 aus der Betrachtung folgt, die Annahme eines historischen Vorbildes für die Gaurus-Figur allerdings ablehnt und 8.27 durch 8.29 ergänzt bzw. ersetzt, um als „grundlegende figurale Aspekte des Epikers Gaurus“ letztlich „mangelndes poetisches Talent“ und „Großtuerei“ zu definieren (134).

Anhand einer detaillierten Analyse des Epigramms arbeitet Baumann in der Folge heraus, dass der Umfang von Gaurus' Epos, den Martial mit zwölf Büchern angibt, in erster Linie auf die *Aeneis* und in zweiter auf die *Thebais* verweist (135-138) – ein erkennbarer interpretatorischer Gewinn wird aus dieser Feststellung allerdings nicht gezogen. Ergiebiger ist der Verweis darauf, dass die Themenbeschreibung *grandia [...] | [...] Priami proelia* (Mart. 9.50.3f.) auf die *Ars poetica* rekurriert, wo ein anonymes *scriptor cyclicus* mit dem folgenden Eingangsvers zitiert wird: *fortunam Priami cantabo et nobile bellum* (Hor. *ars* 136f.).

⁵ Christer HENRIKSÉN, A Commentary on Martial, *Epigrams* Book 9, Oxford 2012, 220; John GARTHWAITE, Patronage and Poetic Immortality in Martial, Book 9, in: *Mnemosyne* 51 (1998), 161-175, hier 168f.

Hier gelingt es Baumann, die von Horaz entwickelte, Homers Kompositionstechnik vom uferlosen Erzählen der Kykliker absetzende epische Poetik als Grundlage der Kritik Martials an seiner Figur Gaurus nachzuweisen (138-145).

Der folgende Abschnitt dagegen behauptet wenig überzeugend einen Rückgriff auch Martials auf Hor. *carm.* 1.6, wobei Baumann erstens erneut mit einer sehr schmalen Basis einzelner in beiden Texten (aber in ganz unterschiedlichen Kontexten) verwendeter Wörter operiert und zweitens folgendes, etwas banal erscheinendes Interpretationsergebnis präsentiert:

„Einen großen Gegenstand und einen großen Text zu wählen, ist demnach nicht *per se* verwerflich, wohl aber, ausgerechnet ein Epos auf Priamos in zwölf Büchern, das ein *ingenium* homerischen und vergilischen Maßstabs erfordert, in Angriff zu nehmen, wenn man als Dichter die Rolle [eines] *pusillus homo* innehat und demnach auch nur über [e]in *pusillum ingenium* verfügt (148).“⁶

Martials raffinierte Gleichsetzung seiner selbst wie auch der Figur des Gaurus mit plastischen Künstlern verschiedener Begabung sowie (im ersteren Fall affirmativ, im letzteren kontrastiv) mit der mythologischen Figur des Prometheus dagegen wird von Baumann ebenso detailliert wie differenziert dargestellt und zumindest ansatzweise auch für die Interpretation fruchtbar gemacht. Wie bereits im zweiten Abschnitt stellt den Verfasser jedoch auch hier die zutreffende Erkenntnis, dass es sich bei Prometheus um „eine ambivalente Figur“ handelt (157), vor erstaunliche interpretatorische Probleme. Dass „Martials Selbstdarstellung als literarischer Prometheus [...] als Reflexion bzw. Markierung epigrammatischer Fiktionalität betrachtet werden“ kann (159), ist jedenfalls kein besonders überzeugender Befund; hier fällt Baumann nicht nur hinter sein eigenes, mit dem Verweis auf Lukians *Prometheus es in verbis* (157f.) erreichtes Erkenntnisniveau zurück, sondern verpasst auch die Chance, die Selbstpositionierung des Epigrammatikers zwischen den olympischen Epikern mit ihren mythologischen und weltpolitischen Stoffen einer- und dem menschlichen, nicht selten allzu menschlichen Leser andererseits genauer auszuleuchten.

Im letzten Kapitel seiner Untersuchung fasst Baumann die Analysen zweier Epigramme Martials zusammen, die jeweils den Patron Dexter als begeisterten Jäger darstellen. Über den Schlussvers des ersten Gedichts *vilius esurio* (Mart. 7.27.10) kann zwar ein Anschluss an Martials „Konzept des *vilitas*-Standard[s]“ hergestellt werden, den Baumann aber lediglich *en passant* durch den

⁶ Das nicht sonderlich gründliche Lektorat an dieser Stelle (vgl. den fehlenden, kausanzeigenden Artikel vor dem undeklinierten *pusillus homo* und den Tippfehler „in“ statt „ein“) ist leider symptomatisch für die von Verlagsseite nicht sonderlich sorgfältig gearbeitete Publikation; besonders beliebt sind Buchstabendreher in lateinischen Zitaten im Stil etwa eines – anstelle des korrekten *imbellis* abgedruckten – „*imebllis*“ (102).

Verweis auf eine frühere Erwähnung des Konzepts in einer Anmerkung andeutet (185 mit Anm. 79).⁷ Anstelle einer vertieften Auseinandersetzung mit diesem Konzept fußt die poetologische Lesart des Epigramms durch Baumann auf einem offensichtlich unreflektierten Anschluss an die vorgängige Forschungsliteratur (165-167),⁸ der dann nur in der Schlussfolgerung, „dass der Eber als Metapher für eine bestimmte Art von Literatur nur das Epos meinen kann, d[as] im Wertesystem der Literatur bzw. Gattungshierarchie auf dem obersten Rang steht“, münden kann (167).⁹

Problematisch wird diese Herangehensweise insbesondere dadurch, dass Baumann das – grundsätzlich äußerst fruchtbare – Aufspüren der epischen Prätexte gerade im Zusammenhang mit der Eberjagd und die Parallelisierung der Zurückweisung des Ebers mit einer literarischen *recusatio* (163) in einer durch die unreflektierte Übernahme verkürzten Form zur Erklärung der Pointe instrumentalisiert: „Dem Druck, auf Dexters überdimensionierte Gabe mit einer literarischen Gegengabe in Form eines Epos zu reagieren, entzieht sich Martial, indem er den Eber ablehnt“ (168). Tatsächlich aber thematisiert das Epigramm den „Gabentausch“¹⁰ an keiner Stelle; vielmehr befürchtet der Sprecher bekanntermaßen lediglich, sich durch die Ausgaben für die Zubereitung des Ebers wie Feuerholz oder Gewürze zu ruinieren (Mart. 7.27.6-8). Martials Intention scheint also – eine metapoetische Lesart vorausgesetzt – eher in der Behauptung zu liegen, das Verfassen eines Epos erfordere (wie die Zubereitung eines Ebers) einen zumindest für ihn existenzbedrohend hohen Aufwand an natürlichen Ressourcen wie Zeit, Lebensenergie usw.

⁷ In der angegebenen Fußnote verweist Baumann auf 14 Anm. 59, wo sich im Rahmen des Forschungsberichts der Verweis auf die Entwicklung des *vilitas*-Konzepts durch David S. BANTA, *Literary Apology and Literary Genre in Martial*. Diss. Duke University 1998, 87-103, findet.

⁸ Neben der erwähnten Dissertation von BANTA 1998, 2-7, verweist Baumann insbesondere auf Emily GOWERS, *The Loaded Table. Representations of Food in Roman Literature*. Oxford 1993, 245-267.

⁹ Das bei Baumann gesetzte Relativpronomen „die“ (hier zu „das“ verbessert) hat im übergeordneten Satz erkennbar kein semantisch sinnvolles Bezugswort.

¹⁰ Baumann verweist auf Meike RÜHL, *Literatur gewordener Augenblick. Die Silven des Statius im Kontext literarischer und sozialer Bedingungen von Dichtung*, Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte Bd. 81, Berlin/New York 2006, 20-24; zum grundsätzlich vergleichbaren und daher auch für Baumanns – nach Ansicht des Rezensenten wie gesagt verfehlten – Ansatz interessanten Gabentausch im Epos hätte die jüngere Untersuchung von Martin STÖCKINGER, *Vergils Gaben. Materialität, Reziprozität und Poetik in den Eklogen und der Aeneis*, Bibliothek der Klassischen Altertumswissenschaften Bd. 148, Heidelberg 2016, herangezogen werden können.

Während Mart. 7.27 aber zumindest theoretisch gewinnbringend als gattungspoetologische Auseinandersetzung mit dem Epos gelesen werden kann,¹¹ ist die Heroisierung von Dexters Hündin Lydia in Mart. 11.69 zunächst einmal einfach ein typisches Merkmal des Grabepigramms, wie auch Baumann unter ausführlichem Rückgriff auf die einschlägige Forschung belegt und betont (195-200). Dennoch ist die intertextuelle Lektüre, die Baumann an den Vergleich zwischen Lydia und den Argos der *Odyssee* anknüpft, durchaus aufschlussreich, zumal hier das Motiv des „[Ü]bertrumpfen[s]“ des epischen Vorbildes (203) etwas stärker akzentuiert wird als bei der Analyse von *silv.* 4.4 (s.o.).

Auch den Hinweis auf die kalydonische Jagd kann Baumann durch eine vergleichende Untersuchung mit der Darstellung des Mythos in den ovidischen *Metamorphosen* fruchtbar machen, indem er zeigt, wie Martial dem Leser auf diese Weise „eine Fülle an plastischen, nach dem Vorbild epischer Heroenkämpfe gestalteten Bildern bereithält“ (210). Unter Verweis auf den *Liber spectaculorum* und die dort dargestellten Inszenierungen mythischer Episoden in der Arena wird in diesem Zusammenhang zu Recht auch das erste Wort des Gedichts (*Amphitheatrales*, Mart. 11.69.1) akzentuiert, über das Martial „seine Leserschaft [...] gleichsam an einer programmatischen *venatio* teilhaben“ lässt (211).

Relativ weit von der Betrachtung epischer Intertextualität entfernt sich schließlich das letzte Unterkapitel, in dem Baumann den Katasterismus der ebenfalls von Martial als Vergleich herangezogenen mythischen Hundefiguren Maira und Lailaps heranzieht, um die Verewigung Lydias in Martials Epigrammbuch auf die klassischen Funktionen eines Grabepigramms hin zu untersuchen. Diese definiert Baumann als „Trauer, Trost und Erinnerung“ (214), um schließlich „Martials Epigrammbuch“ als „Erinnerungsraum“ die „dauerhafte Stiftung von Erinnerung und Nähe zum Herrn Dexter“ zuzuschreiben (217). Was das – über die allgemeine Memorialfunktion der Literatur, auf die gerade in der Antike nun wahrlich keine einzelne Gattung ein Monopol anmelden kann, hinaus – noch mit dem Epos zu tun haben soll, wird auch im abschließenden Fazit des Unterkapitels nicht deutlich (218f.).

Der Schlussteil der Monographie (221-224) greift alle wesentlichen Untersuchungsaspekte noch einmal auf, was dem Leser zwar einen guten Überblick über die Einzelergebnisse verschafft, aber leider ebenso wenig wie der schmale und wenig aufschlussreiche Abschnitt zur „Fragestellung“ aus der Einleitung (7, s.o.) einen roten Faden der Untersuchung sichtbar zu machen vermag. So entsteht letztlich der Eindruck einer Sammlung von Einzelstudien,

¹¹ Dass diese Lesart nicht alternativlos und vielleicht nicht einmal zwingend ist, gesteht Baumann selbst ein (165).

die bestenfalls durch ein allgemeines Interesse an intertextuellen Beziehungen und/oder der Aufnahme von Strukturelementen des Epos in anderen, ‚kleineren‘ Gattungen zusammengehalten werden.

Ob Baumanns Dissertation die Forschung zu Martials Epigrammen und den Silven des Statius entscheidend voranbringen wird, erscheint vor diesem Hintergrund und insbesondere angesichts der schmalen Textbasis eher fraglich; den Einzelanalysen zumal zu *silv.* 4.4 oder Mart. 9.50 allerdings wäre eine Beachtung durch künftige Interpreten sicherlich zu wünschen. Man wird auch hier vielleicht nicht jeder von Baumanns Hypothesen vorbehaltlos zustimmen; dies tut der Tatsache, dass die äußerst gründliche Arbeit, die durch ein Stellenverzeichnis (241-255) und ein allerdings etwas sehr selektiv angelegtes Sachregister (256-258) im Großen und Ganzen recht gut erschlossen werden kann, die Anforderungen einer wissenschaftlichen Qualifikationsarbeit mehr als erfüllt, aber letztlich keinen Abbruch.

Heiko Ullrich
Eggerten 42
D-76646 Bruchsal
E-Mail: heiko.f.ullrich@web.de